

2.7 Dorfgeschichten

Alte Straßenführung (Notiz in der Kirchenchronik)

Die alte Land- und Poststraße führte von Stromberg den jetzigen Weg nach Dörrebach hinaus, bog aber an dem alten Kalkofen, wo das von Johann Sonnet errichtete Kreuz steht, rechts ab. Dann den nach dem oberen Weinbergerhof verlaufenden Fahrweg entlang, am Hof vorbei, und weiter hinauf links durch den Wald, den Weg entlang, der noch jetzt da ist und in den Bucherweg mündet. Dann in das Dorf hinein am Katzenweiher vorbei in die Fuchsgasse und von da in die Hauptstraße des Dorfes. Dort hinaus nach Atzweiler und weiter über Thiergarten nach Simmern.



Abbildung 16 - Kalkofen am Weinbergerhof, um 1850 in Betrieb

Der jetzige Weg von Dörrebach nach Stromberg war damals auch schon vorhanden, aber in sehr schlechtem Zustand, so dass die Post denselben nicht passieren konnte. An der sogenannten „Lay“ war der Weg auf beiden Seiten mit Dornhecken bewachsen, die so viel wucherten, dass sie über den Weg ein vollständiges Dach bildeten unter dem man kaum mit einem Wagen durchfahren konnte.



Abbildung 17 - Kreuz zum Gedenken an den Unfall am Kalkofen

Nikolaus Sonnet, geb. am 01.03.1805, der sich bei Arbeiten an dem Brennofen schwer verletzte, schleppte sich noch mit letzter Kraft einige Meter fort, bevor er tot zusammenbrach. Dies geschah am 14.12.1857. Seine Angehörigen errichteten an dieser Stelle ein Kreuz.

Auch im Dorfe Dörrebach in dem sogenannten „Gässchen“ waren die jetzt dort befindlichen Häuser noch nicht gebaut, sondern wildes Dornengewächs hing über dem Weg.



Abbildung 18 - Haus im "Gässchen"
v.l.n.r.: Franz Göller, Johann Göller, Margarethe Göller geb. Marling,
unbekannt, Jakob Göller

Schule im Privathaus

Wo jetzt (1873) Schreiner Kneip`s Haus steht, stand früher ein altes Gebäude, dem Karl Feil gehörig. Bei dessen Witwe mieteten die Protestanten etwa Ende 1833 ein Zimmer und es erteilte darin ein Schul-Aspirant mit Namen Götz den evangelischen Kindern Unterricht, damit diese nicht mehr wie bis dahin nach Seibersbach zum ev. Lehrer Greiss brauchten in die Schule zu gehen.

Vor Götz hat in der Winterszeit für die kleinen Kinder ein Dörrebacher namens Nicolaus Dhein Unterricht erteilt.

Die Brunnenleitung

Im Jahre 1837 wurde für die Gemeinde Dörrebach die erste Wasserleitung gebaut. Sie bestand aus gusseisernen Rohren, in einem Rohrgraben verlegt, vom sogenannten „Hemgen-Born“ im königlichen Walde bis zum „Schälsheck-Born“, in der Wiese des Simon Kahn und von dort auf der Anhöhe hin nach dem Dorfe Dörrebach. Die Gesamtlänge betrug 9470 laufende Fuß „preußisch Maß“ (dies sind 2972,16 m, 1 Fuß preußisch Maß entspricht 31,385 cm).

Die dringende Notwendigkeit zu dem Bau dieser Wasserversorgungsanlage begründete der Herr Bürgermeister Dheil in einer Stellungnahme vom 14.02.1837 u.a. wie folgt:

Der Ort Dörrebach liegt auf einem Bergrücken und hat weder für Menschen, noch weniger für das Vieh genügend Genusswasser. Es sind zwar in einigen Häusern Brunnen, auch besitzt die Gemeinde davon zwei, welche aber im Sommer nicht ausreichend sind. Die Einwohner müssen das Wasser für das Vieh aus einem auf dreitausend Schritte vom Ort fließenden, ganz kleinen Bache nehmen und dasselbe auch zum Kochen gebrauchen. Es ist nicht zu erwarten, dass durch Ausgraben oder Bohren das benötigte Wasser errungen werden kann. Bei einem ausbrechenden Brande ist die Not am Größten.

Gemäß Verfügung königlicher hochlöblicher Regierung zu Koblenz wurde am 3. Juli 1837 zwischen den Unterzeichneten, dem königlichen Forstmeister vom Soon namens der königlichen Regierung einerseits und

dem Herrn Bürgermeister Dheil zu Stromberg, für die Gemeinde Dörrebach andererseits, folgender Kontrakt geschlossen:

1. Die Gemeinde Dörrebach erhält die Erlaubnis, die im Distrikte „Hemgenborn“ des königlichen Soonwaldes befindliche Quelle regelmäßig zu fassen und das Wasser zum Betrieb einer Brunnenanlage an die Gemeinde zu leiten.
2. Die Gemeinde verbürgt sich, die durch die Anlage und Unterhaltung des Röhrengrabens erwachsenden Schäden zu vergüten.
3. Von Seiten der königlichen Regierung wird keine sonstige Entschädigung für den zur Verlegung der Röhre erforderlichen Forstgrund in Anspruch genommen.

Zur Bauanleitung gehörten ein Höhenprofil mit exakten Angaben über den Verlauf der Rohrleitung sowie eine schriftlichen Anleitung für das „Einkitten“ der Rohre.

Die Beschaffenheit der gusseisernen Rohre war wie folgt beschrieben:

- Der Durchmesser von zwei und einem halben Zoll muss eingehalten werden.
- Die Länge eines Rohrstückes soll vier Fuß betragen (125,54 cm).
- Das Gewicht eines Rohrstückes darf 25 Pfund nicht überschreiten.
- Jedes Rohrstück hat auf der einen Seite äußerlich einen Schlusskranz mit einer Verformung von zwei Zoll, welche in die Mündung der vorderen Röhre eingekittet wird.

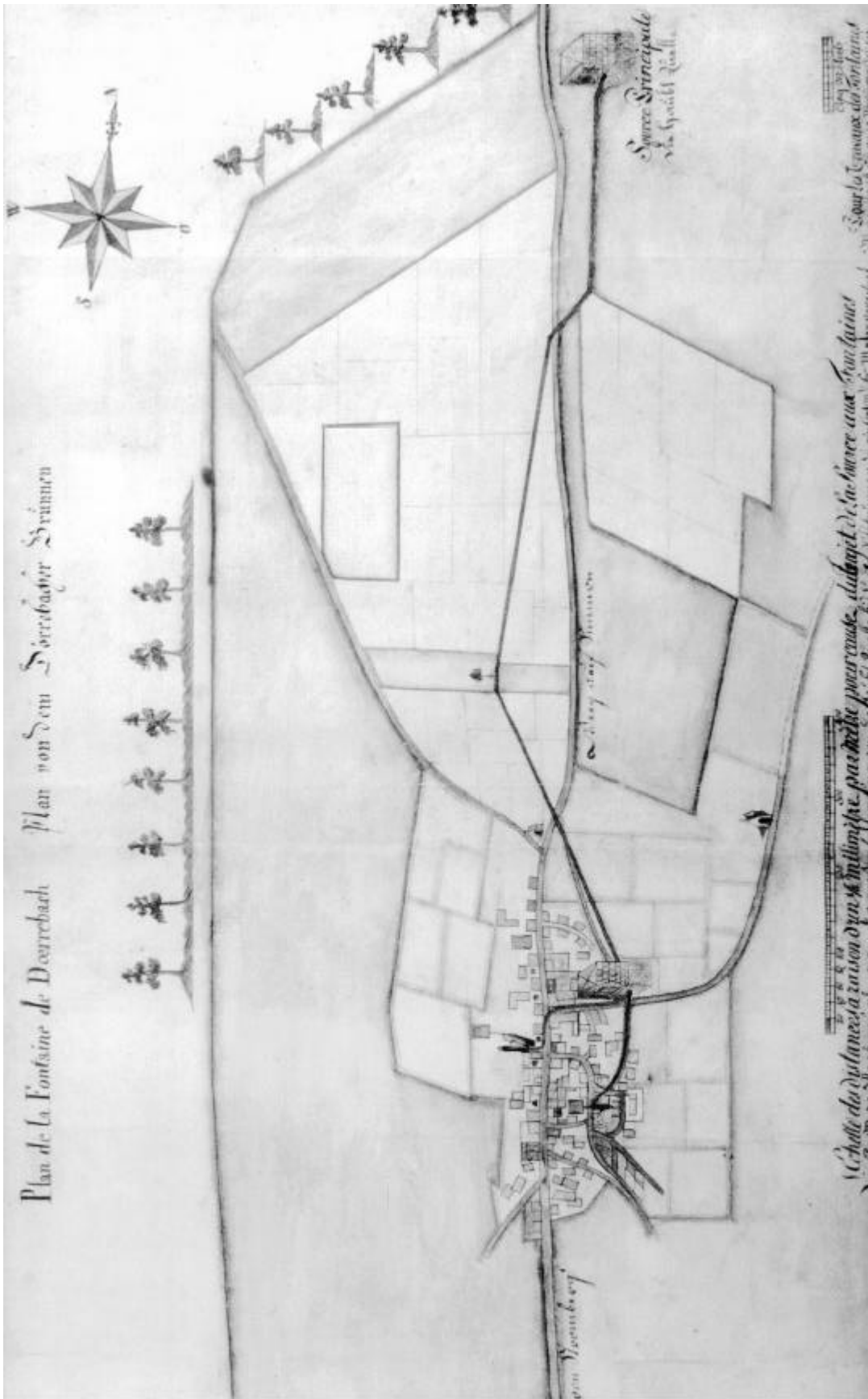


Abbildung 19 - erster Plan einer Wasserversorgung aus dem Jahre 1811

Die Brücke am Sonnet'schen Kalkofen

Das erste Schriftstück der entsprechenden Akte im Landeshauptarchiv ist ein Antrag auf Erneuerung der Brücke, datiert vom 22. Februar 1867 und beginnt mit „Die Wiederherstellung der unbrauchbar gewordenen, von dem Dörrebacher Wege nach Schöneberg durch den Stromberger Wald am ... vorbei führenden Brücke ...“. Hieraus ist zu schließen, dass es bereits vor dieser Zeit am Weinbergerhof eine Brücke gab.

Die Niederschrift einer Sitzung in Stromberg vom 4.7.1870 enthält folgendes:

... der Beigeordnete Bastian trug vor, wie es angeboten, zur besseren Abfuhr der Waldtransporte aus dem staatlichen Walddistrikt Krummschlag statt der bisherigen Fahrschienenbrücke über den Dörrebach am Sonnet'schen Kalkofen eine steinerne Brücke herzustellen und legt gleichzeitig einen darüber abzugebenden Plan nebst Kostenvoranschlag vor, wonach die Kosten auf 134 Thaler 25 Silbergroschen beziffert sind.

Ferner gibt er den Anwesenden bekannt, dass der Kalkbrenner Wilhelm Sonnet II vom Weinbergerhof sich bereiterklärt habe, die Brücke für die Summe von nur 100 Thalern fertigzustellen.

Der Schinderhannes

Der Räuberhauptmann „Schinderhannes“ (Johannes Bückler), der zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte, ist auch verschiedentlich in unserer Gemarkung gewesen und lebte in der Erinnerung der alten Leute hier fort. Hierzu berichtet Pfarrer Daniel:

In den ersten Jahren (1871/72) meiner hiesigen Pastoration fand man eines Tages einen alten Mann auf dem Abort tot. Der Mann war von den Leuten gemieden und es erzählten mir alte achtbare Bürger, die Mutter dieses Mannes sei eine Tochter des Schinderhannes gewesen und man brachte die Umstände seines Todes in Verbindung mit seiner Herkunft.

Ein Ackerer (Landwirt) wollte in Rheinböllen eine Kuh kaufen. Es kam aber nicht zu einem Kauf und somit hatte er noch auf dem Heimweg

seine 34 Taler in der Tasche. Als sich ihm nun der Schinderhannes in den Weg stellte, schilderte er angsterfüllt und wahrheitsgetreu sein Vorhaben und dessen Erfolglosigkeit. Er hatte damit gerechnet, dass er nun sein schwer verdientes Geld abgeben müsse.

Der Schinderhannes jedoch glaubte seiner Erklärung, ließ ihm sein Geld und riet ihm, sich auf dem weiteren Weg nicht umzuschauen und sich nicht aufzuhalten. Damit ihm das Geld nicht unterwegs von den Komplizen abgenommen wird, verriet ihm Schinderhannes die für diesen Tag gültige Parole: „Eckstein Ass ist Trumpf“. Auf seinem weiteren Nachhauseweg wurde der Ackerer mehrmals angerufen, worauf er laut die Parole rief und letztendlich sicher mit seinem Geld zu Hause ankam.

Der Ingelheimer Wald

In Dörrebach lebten zwei alte Jungfrauen denen der Wald hinter Daxweiler gehörte. Da es ihnen zuletzt schwer fiel, ihren Lebensunterhalt zu erringen, boten sie der Gemeinde den Wald an mit der Bedingung, dass man sie bis zu ihrem Tode unterhält. Aber die Gemeinde wollte auf diesen Handel nicht eingehen und so wanderten sie fort, überall dasselbe Angebot machend, bis sie an den Rhein nach Enghöll kamen, wo man sie aufnahm und unterhielt und seitdem gehört der Wald der Gemeinde Ingelheim und dieser habe den Namen „Ingelheimer Wald“ bis heute behalten. So erzählten die Dörrebacher Bürger, die es so von ihren Vorfahren gehört haben.

Unwetter am 12. März 1876

Gestern wütete vom Nachmittag 1 Uhr ab ein heftiger Sturm, vermischt mit Regen. Gegen Abend nahm das Unwetter noch bedeutend zu. Im Schulhause zu Seibersbach beim Lehrer Barth feierte man Kindtaufe und zugleich Abschiedsschmaus seiner ältesten Tochter Catharina, welche heute abreisen sollte, um in einem Pensionat in Moselweiß bei Koblenz sich für das höhere Lehrfach vorzubereiten.

Die ganze Gesellschaft, unter der sich der Pastor, der Schreiber Diefes befand, war trotz des heftigen Wetters, das gerade an dem hoch und freistehenden Schulhause seine ganze Schauerlichkeit entwickeln konnte, munter und fröhlich. Man saß gerade beim Abendessen, es war etwa 8 Uhr, da mit einem Male ein furchtbares Heulen des Sturmes und unmittelbar darauf ein heftiges durchdringendes Zischen, das so unheimlich in die fröhliche Gesellschaft hineinfuhr, dass wie mit einem Kommanduruf sämtliche Messer und Gabeln ruhten und die Blicke sich ängstlich nach der Zimmerdecke richteten. Man sprang auf, um zu sehen, was da geschehen. Man eilte die Treppe hinauf nach dem Schulsale, da war nichts zu sehen.

Doch höher hinauf, die Türe zum Speicher geöffnet und man sah an den gestirnten Himmel. Das Dach war fort. Andere hatten unten die Haustüre geöffnet und riefen hinauf, das Dach liegt in tausend Stücke im Hofe, so war es leider. Schrecken war in alle Glieder gefahren und auf allen Gesichtern war die Angst zu lesen, dass noch ein weiteres Unglück die Gesellschaft überfallen könnte. Der Appetit, der beim Eintritt der Katastrophe gerade in der besten Entwicklung sich befand, war verschwunden. Die Größe des Schadens ließ sich bei der Dunkelheit gar nicht übersehen.

Heute Morgen zeigte sich in ganzem Umfange die Verwüstung. Über dem einen Teil des Schulhauses nach dem Hofe zu gelegen war das Dach samt den Sparren abgehoben und hatte im Falle das Scheunendach teils total zertrümmert, teils aus den Fugen getrieben.

Unzählige Bäume, soweit das Auge über die Flur reicht, sind teils mitten am Stamm entzwei gebrochen, teils mit den Wurzeln aus der Erde gehoben. Wurzeln von der Dicke eines starken Armes sind wie Streichhölzer entzwei gebrochen.

Überall begegnen einem heute Morgen Leute, welche entweder in der Flur waren und ihre entwurzelten Obstbäume beklagten oder hinaus eilten um zu sehen, ob ihre Obstbäume noch stehen.

Auf allen Dächern sieht man Leute krabbeln um die herab geworfenen Ziegeln durch neue zu ersetzen oder die in Unordnung geratenen wieder in die gehörige Lage zu bringen.

Der 12. März wird noch lange in traurigem Andenken bleiben. Während das schreckliche Wetter über die hiesige Gegend brauste, lag Robert Tillmann am Sterben. Derselbe ist der Sohn des Leonard Tillmann, Gemeindeförster von Dörrebach.

Verhandlungen des Königlichen Schwurgerichts

Auszug aus einem Pressebericht vom 17. Nov. 1881

Unter der furchtbaren Anklage des doppelten Giftmordes erschien vor den Geschworenen der Schmied Philipp Orben, geboren am 1. April 1854 zu Wallhausen, wohnhaft in Dörrebach. Die gegen ihn erhobene Anklage lautete dahin:

1. im Dezember 1880 seine Schwiegermutter Witwe Gerhard geb. Altmeier,
2. im März 1881 seine Schwägerin die 14 jährige Franziska Gerhard, vorsätzlich durch Gift getötet und diese Tötung mit Überlegung ausgeführt zu haben.

Der Angeklagte, welcher kein Vermögen besaß, heiratete am 24. Mai 1879 in die Familie Gerhard zu Dörrebach. Der alte Ackerer Heinrich Anton Gerhard, Schwiegervater des Angeklagten, besaß 10 Stücke Land, im Werte von mehreren tausend Mark und führte, ehe der Angeklagte seine älteste Tochter heiratete, mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern ein ganz zufriedenes Leben. Von der Zeit jedoch als der Angeklagte in dem Hause war, herrschte Unfriede und Streit in der Familie, so dass sich die Schwiegereltern häufig über ihren Schwiegersohn beklagten. Am 11. April 1880 starb der Schwiegervater, am 26. Dezember 1880 die Schwiegermutter. Die 14jährige Schwägerin Franziska blieb nun in der Familie des Angeklagten in dem ihr und ihrer Schwester von den verstorbenen Eltern hinterlassenen Haus. Am 29. März 1881 starb nun auch und zwar ganz plötzlich die Franziska Gerhard und zwar unter den auffallenden und verdächtigen Umständen der Vergiftung - Auf Veranlassung der Kgl. Staatsanwaltschaft wurden die Leiche der Franziska und die ihrer Eltern ausgegraben und obduziert. Die chemische Untersuchung ergab, dass der Tod der Witwe Gerhard und der Franziska durch Gift eingetreten war, wohingegen die Todesursache des Heinrich Anton Gerhard infolge der

fortgeschrittenen Verwesung der Leiche nicht mehr festgestellt werden konnte. In dem Magen der Ersteren wurden noch 5 Centigramm Arsenik und in dem der Letzteren eine noch größere Menge gefunden.

Der Angeklagte hatte sich wiederholt aus der Apotheke zu Stromberg Arsenik zu verschaffen gewusst. Bei der Verhandlung der Sache benahm sich der Angeklagte äußerst frech, er leugnete hartnäckig. Die Geschworenen erklärten den Angeklagten des ihm zur Last gelegten Doppelmordes für schuldig, worauf von Seiten der Staatsanwaltschaft die Todesstrafe und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte beantragt wurde.

Die Gründung des katholischen Kirchenchores in Dörrebach

wird durch nachstehenden Brief an Herrn Definitor Daniel festgestellt:

Winzenheim, den 20. April 1901

Lieber Herr Definitor !

Auf Ihre Anfrage inbezug auf den dortigen Kirchen- und Musikchor kann ich Ihnen folgendes mitteilen: Bei meinem Antritt der Stelle in Dörrebach im Jahre 1865 fand ich keinen eigentlichen Kirchenchor vor. Es waren noch 3 - 4 Sänger dort. Der alte Damm, der Küfer Jörg und der alte Lamberti, welche an den hohen Feiertagen nach dem Maringer-Missal-Choral sangen. Ich habe dieselben einmal singen lassen und da hatte ich genug davon. Im Herbst 1866 gründete ich unter Mitwirkung Ihres Vorgängers (Pastor Matthias Wessels 1866 - 1871), der auch von der Kanzel aus dazu animierte, den Kirchenchor. Die Statuten wurden von uns beiden aufgestellt. Die Anregung zur Gründung des Musikchores aus den Mitgliedern des Kirchenchores ging von mir aus und fand bei ihnen und den Sängern freudigen Anklang. Der Zweck desselben war, die Begleitung des Gesanges bei den kirchlichen Prozessionen sowie auch die Mitwirkung bei denen vom Chor veranstalteten musikalisch-theatralischen Aufführungen. Vorwiegend war der erste Zweck, also der kirchliche. Das Geld für die Instrumente wurde von einem Junggesellen, dem

Schwager von Johann Sonnet, geliehen und sollte aus den Erträgen von den musikalischen Aufführungen und aus etwaigen Geschenken und Sammlungen zurückgezahlt werden. Bei meinem Weggange war schon ein ziemlicher Anteil der Summe abgetragen; wie der Rest getilgt wurde weiß ich nicht genau. Die Lehrstunden wurden auch aus diesen Erträgen und aus der Vereinskasse des Kirchenchores, in welche jedes Mitglied monatlich, wenn ich nicht irre, 25 Pfennig zahlte, honoriert.

Dass Sie es erreicht haben, die verquickten Simultanverhältnisse aufzulösen und dadurch bessere religiös-kirchliche Verhältnisse herbeizuführen, darüber freue ich mich mit Ihnen sehr. Die dortigen Verhältnisse interessieren mich immer noch, da mein Wirken in Dörrebach durch das innige Einvernehmen zwischen Ihnen, der Gemeinde und mir und den dadurch erzielten Erfolg die schönste Erinnerung in meiner Amtstätigkeit bildet.

Freundliche Grüße an Ihre Schwester.

Es grüßt auch Sie recht herzlich Ihr Miesen.

Fahnenweihe des Kirchenchores

Am 12. Juli 1925 fand ein Cäcilienfest statt. Darüber berichtet die Presse wie folgt:

Am Sonntag fand hier das Cäcilienstift der Kirchenchöre der 3. Definition des Dekanates Kreuznach statt. Es war für unser Ort dadurch noch ein besonderer Anlass zu Freude, weil gleichzeitig unser Kirchenchor damit das Fest seiner Fahnenweihe verband. Mit frohem Eifer ward deshalb von allen zu diesem großen Ereignis gerüstet. Der Ort prangte im wahren Festesschmucke. Birken umsäumten die Straßen, dreißig Triumphbogen erhoben sich in kunstvollen Formen, Kränze und Tannenzweige zierten die Häuser, ungezählte Fahnen und Fähnchen flatterten im Winde. Von der Sonne beschienen, ein Bild bunter Farbenpracht.

Schon am Vormittage trafen die meisten Chöre ein, um bei dem festlichen Levitensamte abwechselnd die schönsten Weisen des gregorianischen Chorals vorzutragen. Es zeigte sich so recht, wie ein gut durchgearbeiteter Choral die heilige Handlung heben und verherrlichen kann.

Sicherlich wurden alle angeregt, sich immer mehr der Pflege des Choralgesanges zu widmen.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen versammelten sich die Chöre wiederum in der Kirche zu einer kirchenmusikalischen Andacht. Unserer früherer Seelsorger, Herr Geistlicher Rat Kammer aus Trier, der trotz Überhäufung mit Arbeit zu dem Freudenfeste herbei geeilt war, hielt die Festpredigt. Er sprach in begeisterten Worten über die Bedeutung der Fahne als Zeichen der Treue und Einigkeit, über Sinn und Pflege des Kirchengesanges.



Abbildung 20 - Die Fahne des Kirchenchores von 1925

Darauf nahm Herr Definitor Fuß die Weihe der Fahne vor. Die Fahne ist ein Prachtstück aus der Werkstatt der Firma Püttmann in Speyer. Die Chöre legten bei dieser Feier tüchtige Proben ihres Könnens in mehrstimmigen deutschen und lateinischen Liedern ab. Nachher ordneten sich die Festteilnehmer zu einem Festzuge, der sich unter den Klängen der Musik durch den Ort bewegte.

Im großen Festsale des Herrn Etges, der bis zum letzten Platze gefüllt war, folgte der Wettstreit der Chöre auf dem Gebiete des schönen Volksliedes. Wie in der Kirche, so wurde auch hier viel Schönes und Gutes

geboten. Nur zu schnell eilten die frohen Stunden dahin, und schon rüstete man zum Abschied. Die Musik gab den auswärtigen Chören das Ehrengelänge bis zum Ausgange des Ortes.

Um 8.30 Uhr versammelte sich die ganze Gemeinde zu einem Familienabend. Wiederum war der Saal dicht besetzt. Die Musik und der Kirchenchor Cäcilia Dörrebach sorgten für die musikalische Unterhaltung. Der Kirchchor bot eine Reihe frischer Lieder und zeigte, wie er sich durch fleißiges Üben in den letzten Jahren empor geschwungen hat. Auch bei dieser Veranstaltung ergriff der Herr Geistliche Rat Kammer das Wort zu einer Ansprache an seine ehemaligen Pfarrkinder.



Abbildung 21 - Zweite Seite der Fahne

Froher Gesang, Ansprachen, Spiel und Geplauder füllten den Abend aus. Eine frohe Festesstimmung spiegelte sich auf allen Gesichtern und als das Schlusswort gesprochen wurde, löste es allgemein einen Ruf des Bedauerns aus. - Alles in allem: Die ganze Veranstaltung des gestrigen Tages hat gezeigt, dass es doch noch möglich ist, schöne Feste zu feiern, ohne Ausgelassenheit und Tanz.

Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Dörrebach

Die Brandkatastrophe am 6. August 1911 war der Impuls für den Aufbau einer Feuerwehr. Nach diesem Großfeuer, dem vier Wohnhäuser und fünf landwirtschaftliche Gebäude in Dörrebach zum Opfer fielen, erklärten sich innerhalb kurzer Zeit 30 Männer bereit, zur wirksamen Brandbekämpfung eine Wehrmannschaft aufzustellen.

Diese Bereitschaft fand in der Bevölkerung großen Anklang und der Gemeinderat bewilligte umgehend einen Zuschuss von 500 Mark für die Anschaffung der ersten Hilfsmittel.

Auch die Brandschutzbehörde des Kreises Kreuznach war von der Entschlossenheit der Männer zur Gründung einer Feuerwehr in Dörrebach begeistert und erteilte bereits am 29. Juli 1912 die behördliche Genehmigung.

Nach einer intensiven Erstausbildung fand am 15. Dezember 1912 die erste Jahresschlussübung statt. Die zuständigen Vorstandsmitglieder der Brandschutzbehörde des Kreises Kreuznach sowie eine Abordnung der Freiwilligen Feuerwehr Stromberg und auch große Teile der Bevölkerung bekundeten bei dieser Gelegenheit sichtbar ihr besonderes Interesse.

Somit stand der ordentlichen Gründung einer „Freiwilligen Feuerwehr Dörrebach“ nichts mehr im Wege. Am 9. Februar 1913 wurde in einer Versammlung der erste Vorstand wie folgt gewählt:

Brandmeister	Philipp Klein, Förster
Stellvertreter	August Gutmann
Schriftführer	Franz Kloos
Zeugwart	Heinrich Merkel
Steigerführer	Hermann Göller
Hydrantenführer	Peter Augustin
Leiter der Rettungsmannschaft	Wilhelm Kröber

Als bald wurden die wackeren Männer zumeist zum Militärdienst einberufen. Von den vorgenannten Vorstandsmitgliedern musste am

18.09.1914 der Steigerführer Hermann Göller sein Leben lassen und der Brandmeister Förster Philipp Klein ist am 18.07.1915 in Russland gefallen.

Erst nach dem Ende des Krieges konnte die Arbeit wieder belebt und die Schlagkraft der Wehr durch Ausbildung und Übung wieder entfaltet werden. Auch die Geselligkeit wurde gepflegt und die Gruppe beteiligte sich auch am kulturellen Leben der Gemeinde.

Der zweite Weltkrieg hatte erneut erhebliche Störungen hervorgerufen. Viele Kameraden mussten zum Kriegsdienst und die eingeeübte Mannschaft war zerrissen. Viele haben in diesem Krieg ihr Leben verloren.

Nach dem Ende dieses schrecklichen Krieges gab es bei der Feuerwehr einen Neubeginn. Eine Schar junger Männer war bereit, freiwillig einen Dienst in der Feuerwehr anzunehmen. Es musste die Ausrüstung erneuert und verbessert werden. Nicht nur Schutzkleidung und technische Geräte wurden angeschafft, auch eine gute Ausbildung stand Verantwortungsbewusstsein im Vordergrund.

So konnte am 27./28. Juni 1953 die „Freiwillige Feuerwehr Dörrebach“, zu der inzwischen 25 aktive Feuerwehrmänner gehörten, ihr 40-jähriges Bestehen mit Stolz und der Wertschätzung der Bevölkerung begehen. Im Rahmen dieser Festlichkeiten wurden verschiedene Mitbürger für ihre tatkräftige Förderung und Unterstützung geehrt und eine Anzahl von Feuerwehrkameraden erhielten für ihren ehrenamtlichen Einsatz ein „Feuerwehr-Ehrenzeichen“. Zur besonderen Freude konnte die Mannschaft ihr erstes „Feuerwehrauto“ übernehmen.

Die Mobilmachung 1914

In den letzten Julitagen des Jahres 1914 herrschte eine drückende Hitze. Durch die gute Witterung gingen die Erntearbeiten rasch vonstatten. Überall regten sich fleißige Hände, den Segen der Felder einzubringen. Aber es fehlte die frohe Stimmung, mit welcher sonst unsere Landleute die Erntearbeiten verrichteten. Wenn man in diesen Tagen durch die Dorfstraßen ging, so sah man allenthalben ängstliche Gemüter zusammenstehen, die mit ernster Mine die politische Lage besprachen.

Voller Spannung erwartete man den Tag, der eine Lösung bringen sollte. Schon am Abend des 31. Juli hatten einige Arbeiter aus der Gemeinde - die auswärts beschäftigt waren - die Nachricht von der Mobilmachung mitgebracht. Aber man schenkte ihren Worten wenig Vertrauen.



Abbildung 22 - Blick durch die Hauptstraße (Hubert Feiten - ca. 1935)

Dann kam der 1. August, es war Samstag. Alle Bürger der Gemeinde waren längst zur Ruhe gegangen, da tönte plötzlich um Mitternacht der dumpfe Schall der Dorfschelle. Sofort öffneten sich ringsum die Fenster, aus welchen neugierige Blicke hinausstarrten, denn zu solch ungewöhnlicher Zeit war noch nie die Dorfschelle ertönt.

Auf der Straße erblickte man zwei Männer, der eine mit einer Laterne, der andere mit einem Schriftstück in der Hand. Letzterer, der Polizeidiener Böhmer, verlas in abgehackten Sätzen den Mobilmachungsbefehl.

Kaum waren die letzten Worte verklungen, da spielten sich schreckliche Szenen ab. Trotz der Mitternachtsstunde füllten sich bald die Straßen mit Menschen. Allenthalben vernahm man lautes Weinen und Schluchzen von Frauen und Kindern. Vor der Wohnung des Gemeindevorstehers

Bernhard May, versammelte sich eine Menge Bürger, um hierselbst nähere Auskunft zu erhalten.

Bis zum Morgengrauen dauerte das Leben und Treiben in den Dorfstraßen an.

Nach einigen ruhigen Stunden wurde es um die Mittagszeit des kommenden Tages wieder lebendig im Ort, denn nun machten die allzu klugen Hausfrauen mobil.

Beeinflusst von den Gedanken, dass die Lebensmittel knapp würden, begann ein reiner Sturm auf die Krämerläden von Philipp Dhein und Eva Gerhardt. Besonders hatten es die Bewohner auf Mehl und Salz abgesehen. Je mehr man erhalten konnte, desto lieber war es. Es war dies das Vorspiel zum „Hamstern“, das leider während des ganzen Krieges im Verborgenen weiter getrieben wurde.

Die Verkäufer nützten die Gelegenheit aus und erhöhten die Warenpreise, aber die Käufer fragten nicht nach Geld.

Im Laufe des Nachmittags wurde nun der Mobilmachungsbefehl und der Aufruf an den Landsturm im Orte angeschlagen. Ebenso wurde auf die Spionengefahr aufmerksam gemacht. Sämtliche Einwohner, deren Anfangs betrübte Stimmung in glühender Begeisterung für unsere Sache aufloderte, waren auf der Hut. Fast jeder Fremde erschien als spionageverdächtig.

Von den ulkigen Verwechslungen, die es dabei gegeben hat, sei ein Beispiel aufgeführt:

An einem der ersten Augusttage gingen zwei junge Burschen aus der Gemeinde nach Seibersbach, um daselbst Brot zu holen. Als sie von dort zurückkehrten, legten sich beide am Weggraben an einem Roggenacker nieder, um sich hier etwas auszuruhen. Ein scharfes Auge hatte sie bemerkt und natürlich als Spione erkannt.. Sofort wurde das Dorf alarmiert und eine Anzahl Bewohner, darunter auch der Gemeindeförster, der sich mit den nötigsten Waffen ausgerüstet hatte, marschierten auf die beiden zu. Zum Glück hatte man sie noch rechtzeitig erkannt, ehe es zu einem

blutigen Zusammenstoß kam. Mit Hohn und Gelächter zogen sich die Dorfbewohner wieder in unseren Ort zurück.



Abbildung 23 - Gasthaus und Geschäft von Philipp Dhein (aus Postkarte von 1911)

Versorgung mit Kartoffeln

Im Jahresbericht 1921 finden wir folgende Eintragung:

Das Jahr litt durch große Hitze und Trockenheit. Die Heuernte fiel schlecht aus, ebenso stand die Sommerfrucht spärlich. Am empfindlichsten machte sich die Missernte der Kartoffeln bemerkbar. Fast bei niemandem reichte die Ernte für den eigenen Bedarf. Bauernverein, Spar- und Darlehnskassenverein, Hütte und Fabrik nahmen die Kartoffelbesorgung in die Hand und schickten Käufer nach dem Osten. Der Preis stand im Herbst auf 85 bis 90 Mark. Im Winter auf 300 Mark.

Zu diesem Bericht haben wir folgende Postkarte gefunden:

*Poststempel: STETTIN-KÖSLIN BARUPOST Z 844 26.9.21
Zwielipp, den 26.9.1921 Kreis Kolberg i. Pommern*

Lieber guter Pieroth, habe Dein Schreiben erhalten. Ich traute meinen Augen nicht, als ich den Absender Philipp Pieroth las. Ich habe schon Sonntagvormittag Deinen Wunsch erfüllt.

Es waren zufällig zwei Händler hier bei mir und ich habe Dein Schreiben mitgegeben. Sie wollten sich mit Dir in Verbindung setzen und Dir auch die gewünschten Kartoffeln liefern. Die Händler haben hier zuerst die Kartoffel a. Zentner 43 bis 47 und jetzt schon 50 M. pro Zentner verkauft. Es gibt hier in Pommern sehr viele Kartoffel, von einem Morgen

120 bis 150 Zentner und noch mehr, trotzdem sind sie so teuer. Ich habe auch drei Morgen Land und ernte jetzt auch. Wenn man alles bar kaufen soll, ist das nicht möglich. Ich habe hier sehr guten ebenen Boden, 170 M. pro Morgen.

Teile mir doch mit, ob Du Kartoffel bekommen hast und wie teuer der Zentner kommt.

Mit freundlichem Gruß Dein Freund Albert Fiss

(Anmerkung: 1945 kommt West-Pommern zu Mecklenburg, Ost-Pommern unter polnische Verwaltung.)



Abbildung 24 - Zweispänner Kraftfahrzeug

Robert Molzahn

Landesprodukten- u. Holzgrosshandlung

Fernsprecher 5536

Girokonto Nr. 1553 Städt. Sparkasse Stettin
Postcheckkonto Stettin 3592

Stettin, den 27. 4. 1922

Alleestrasse 46 pt., Eingang Alleestr.

Herrn Phil. Pieroth

Dörrebach

Jch habe heute für Sie zunächst ca 300 Ctr. Speisekartoffeln (Jhrem Schreiben gemäß vom 16. cr.) verladen. Mit Herrn Dinse habe ich mich in Verbindung gesetzt. ~~Jch denke Ihnen bald den zweiten Wagg. ebenfalls zu verladen zu können. Der Preis für diesen ersten Wagen beträgt 215,00 M. ab Verlastelle. Sachverständigen Gutachten auf der Verlastestelle für beide Teile maßgebend. Auch bahnamtlich Gewicht der letzteren ist maßgebend.~~

Was ich Ihnen hiermit bestätige.

Jch denke auch in Kürze einen zweiten Wagg. für Sie zu verladen.

Wenn Sie mehr Ware wie ca. 600 Ctr. haben wollen bitte umgehend Bescheid.

Der waggon Geht nach der Station Stromberg.

Hochachtend

Rob. Molzahn

Abbildung 25 - Lieferschein über 300 Zentner Kartoffeln



Eiszeit in Dörrebach

Am 7. Dezember 1925 zeigte das Thermometer minus 15 Grad, dazu kam reicher Schneefall. Aus jedem Haus war eine Person zum Schneeschaukeln verpflichtet.

Zeitungsberichte meldeten von haushohem Schnee in Dörrebach. Ein Schwein sei am Trog angefroren, ein Huhn sei mit dem Schwanz am Stallfenster über Nacht festgefroren. Die Nachrichten der größten Zeitungen, die bis nach Berlin hinreichten, waren alle übertrieben.

Abbildung 26 - Winterbild aus 1959

Wildschwein im Winter

Ein Zeitungsbericht vom 6. März 1929: Zwei hiesige Burschen gingen dieser Tage in den Wald, um Holz zu besichtigen. Auf dem Heimweg lief ihnen ein Wildschwein in die Quere. Kurz entschlossen nahm einer von den Burschen einen Stock und schlug das Tier nieder. Der andere erstach das Tier, als es bewusstlos war (wohl auch aus Kälte und Hunger), mit seinem Taschenmesser. Sie schleppten hierauf das Tier zu dem hiesigen Jagdhüter und rechneten dabei auf eine Belohnung. Sie konnten jedoch von Glück sagen, dass ihnen die Tat nicht falsch ausgelegt wurde (wegen der Kälte war nämlich durch die Regierung die Jagd auf jegliches Wild verboten).

Die Gemeindewahl

Dorfpolitische Ereignisse regten die Gemüter der Dorfbewohner sehr auf. Gegen die am 17. November 1929 durchgeführte Gemeinderatswahl wurde Einspruch erhoben. Gewählt waren die Ratsmitglieder: Bernhard May, Heinrich Göller, Wilhelm Kröber, Wilhelm Daum, Heinrich Bredel, Philipp Peter Pieroth.

In einer Sitzung des neuen Gemeinderates am 17. Dezember 1929 wird der Einspruch mit 4 gegen 2 Stimmen zurückgewiesen und der Landwirt Bernhard May zum Vorsteher und der Landwirt Franz Göller zu seinem Stellvertreter gewählt.

Zufolge einer Verfügung des Landrats vom 13. Januar 1930 wird die Wahl des Vorstehers und auch die seines Stellvertreters bestätigt.

Im April 1930 jedoch erklärte der Kreisrechtsausschuss die Wahl für ungültig, da Verstöße gegen die geheime Abgabe der Stimmzettel bekannt wurden. Es sei vorgekommen, dass im abgetrennten Wahlraum, in vielen Fällen, von mehreren Wählern gleichzeitig die Stimmzettel in die Umschläge gesteckt wurden.

Es erfolgte daraufhin eine Ratssitzung am 21. Mai 1930. Hierzu waren erschienen: Vorsteher Bernhard May, sein Vertreter Franz Göller und die Ratsmitglieder: Heinrich Göller, Wilhelm Kröber, Wilhelm Daum, Philipp Peter Pieroth und Heinrich Bredel. Der Vorsteher gab der Versammlung Kenntnis von dem Bescheid des Kreisrechtsausschusses vom 30. April 1930, wonach die Gemeindewahl vom 17. November 1929 für ungültig erklärt worden war.

Daher fanden am 22. November 1930 Neuwahlen statt. Gewählt wurden die Ratsmitglieder: Bernhard May, Wilhelm Kröber, Wilhelm Daum, Heinrich Bredel, Daniel Johann, Philipp Peter Pieroth.

Am 11. Dezember 1930 wurden in einer Sitzung die neu- und wiedergewählten Ratsmitglieder in ihr Amt eingeführt. Gleichzeitig erfolgte eine Beschlussfassung über die Gültigkeit der Wahl am 22.11.1930. Bei der anschließenden Vorsteherwahl entschied bei gleicher Stimmenzahl das Los zu Gunsten des Gendarmerieoberleutnants i.R. Johann Göller. Zu seinem Stellvertreter wurde Wilhelm Dupont II gewählt.

Zur Amtseinführung am 2. Januar 1931 eröffnete der stellvertretende Vorsteher Franz Göller die Sitzung. Herr Bürgermeister Trilsbach dankte zuerst dem bisherigen Vorsteher Bernhard May für seine langjährige Tätigkeit und vereidigte anschließend den neugewählten Vorsteher Göller und seinen Vertreter Dupont. Danach wurde die Sitzung geschlossen.

Grundsteinlegung des N.S. (National-Sozialistischen) Volkshauses

Auszug aus der Urkunde zur Grundsteinlegung:

„Als der Grundstein zu diesem Hause gelegt wurde, waren 17 Jahre seit Beendigung des großen Krieges 1914/18 verflossen. Eine neue Zeit war angebrochen und wie vom Sturm war alles hinweggefegt, was da morsch und faul war.

Ein neuer Geist zog auch in unsere Gemeinde ein, ein morsches Verwaltungssystem war durch junge Kräfte aus der Bewegung ersetzt worden. Vorwärts hieß die Losung auf allen Gebieten des Gemeindelebens.

So entstand in diesen Tagen des Wiederaufstiegs der Plan zur Errichtung unseres N.S. Volkshauses, nachdem dasselbe schon seit Jahren zum Bedürfnis geworden war, da das frühere Gemeindehaus bereits im Jahre 1909 abgerissen worden war.

Der Grundstein zu dem jetzigen Gemeindehaus, dem N.S. Volkshaus, wurde am 9. November 1935 gelegt, dem Gedenktag der 16 Helden, die als erste Blutopfer für die Nationalsozialistische Bewegung am 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle in München fielen. Auch ihnen sei hiermit in unserer Gemeinde ein Denkmal gesetzt.

Bereits im Frühjahr 1935 wurde von der Gemeindeverwaltung der Entschluss zum Bau des Volkshauses gefasst. Als Bauplatz wurde das Gelände gegenüber dem Gemeindeforsthaus zur Verfügung gestellt. Den daran beteiligten Gemeinden Seibersbach und Schöneberg sei an dieser Stelle für ihre Bereitwilligkeit Dank gesagt.

Die Ausschachtungsarbeiten wurden Ende September 1935 begonnen. Die Maurerarbeiten waren dem Maurer Heinrich Rödel aus Dörrebach übertragen, dieselben nahmen am 16. Oktober ihren Anfang.

Bis zum Tage der Grundsteinlegung war das Grundmauerwerk bereits vollendet. Man hofft bis zum Eintritt des Winters das Gebäude in seinem Rohbau fertig zu stellen.

Möge es allen Beteiligten gelingen, das Haus im Frühjahr 1936 seiner Bestimmung zu übergeben, mögen darin glücklichere Generationen ein- und ausgehen, zur Ehre unserer Gemeinde, unseres Volkes und Vaterlandes.“



Abbildung 27 - Das Volkshaus - auch Quartier für Sddaten

Ende des Krieges 1945

Einzug der amerikanischen Truppen

Nach Abzug der letzten deutschen Soldaten in Richtung Rhein am 16. März 1945 folgen am 18. März amerikanische Panzertruppen vom Thiergarten her.

Ein Herr Werkhäuser, aus Bad Kreuznach nach hier evakuiert, der den Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegengieht, wird zum Lordmajor⁹ bestellt. Schule und Schulhof, die Häuser auf der Kipp und im Schlag werden geräumt und als Unterkunft für die Soldaten bestimmt. Später kommen noch die Anwesen von Schorn bis Schmitt im Unterdorf hinzu. Eine Verkehrssperre wird verordnet mit einer auf zwei Stunden am Tag beschränkten Ausgangszeit. Nach 14 Tagen ziehen die Truppen wieder ab. Verschiedene, in der örtlichen Partei führend gewesene Personen, werden mitgenommen und später durch die französische Militärregierung in ein Lager überführt. Später wird von den Franzosen Herr Heinrich Göller zum kommissarischen Bürgermeister bestellt.

Am 10. Mai 1945 findet eine Versammlung statt. Es waren anwesend: Der von den Franzosen kommissarisch bestellte Bürgermeister Heinrich Göller, ferner Johann Adler, Heinrich Pfitzenreuter, Phillip Götz, Jakob Böhmer, Jakob Schorn und Jakob Weimer.

Zum ersten Beratungspunkt ist folgendes aufgeschrieben:

Am 17. März 1945 (Samstag) etwa um 15 Uhr, setzte Artilleriebeschuss ein aus Richtung Thiergarten. Gegen 17.30 Uhr hörte das Schießen auf. Etwa 18.30 Uhr erschien ein Auto mit drei (amerikanischen) Soldaten. Sie hielten sich nahezu eine halbe Stunde im Ort auf und fuhren dann wieder fort, unter Mitnahme einer H. Kr. Fahne. Am Sonntag, dem 18. März, nach 9 Uhr, kamen vom Thiergarten her amerikanische Wagen und 3 Panzer mit starker Begleitung und durchfuhren langsam den Ort.

Nicht lange nach dem Einzug der Amerikaner begann allmählich die Rückwanderung der nach hier evakuierten Menschen. Von überall her, besonders aus Bingerbrück waren Familien und Einzelpersonen gegen Ende 1944 wegen der Bombardierung unserer rheinischen Heimat, die das Leben in den Städten unerträglich und gefährlich machte, nach hier gekommen. Die ländlichen Häuser waren aber für Mieter nicht eingerichtet. So ergab sich mancherorts eine Situation, die das Zusammenleben oft auf eine harte Probe stellte. Weil das Fehlen des „Zuhauses“ hinzukam, wollte man frühestmöglich heimwärts zu ziehen. So ergab sich schon bald ein

⁹ Bezeichnung für den 1. Bürgermeister in London und anderen großen englischen Städten.

Strom von Rückwanderern. Zurückbleiben mussten nur diejenigen, die zu ihrem früheren Wohnort keine Zuzugsgenehmigung bekamen.

Brief einer Seibersbacherin an die Dörrebacher:

Meine Lieben Alle, heute Euren lb. Brief erhalten. So nah zusammen und müssen wir uns doch brieflich miteinander unterhalten. So will ich Euch auch mal von unseren Kriegserlebnissen schreiben. Am Freitag Morgen kam zuerst die Kunde, dass in der Nacht von Donnerstag, (15. März 1945) auf Freitag (16. März) die Amerikaner mit den Panzern in Simmern einmarschiert sind. Um 10 Uhr begannen dann die Kämpfe bei Ellern, Argental und Rheinböllen. Dort hatte man die Panzerfallen zu gemacht. Am Freitagmittag (16. März 1945) richteten wir uns im Keller heimisch ein. Die Folgenacht ging dann gut vorbei. Am Samstagmittag begann dann die Artillerie zu schießen. Da könnt Ihr euch denken, welche Angst wir ausstanden. Jedes Mal ging so ein Geschoss über unser Dorf und oben bei Förster Aleff nieder, also gut berechnet. Der Spuk dauerte eine halbe Stunde, dann schauten wir mal aus dem Keller. Auf einmal kommen die ersten Amerikaner, ein Spähtrupp, die Straße runter, das Gewehr im Anschlag. Zwei Polizisten fragen, ob noch deutsche Soldaten im Dorf seien. Gleich darauf fahren schon die ersten Autos an. Auf unserem Hof standen gleich drei Stück. Der erste Weg der Soldaten war in unsere Scheune. Dort holten sie die Eier aus den Nestern. Bei anderen Leuten haben sie die Schinken geholt.

Am Mittwochmittag (21. März) mussten auch hier einige Häuser räumen. Mathilde musste auch aus seiner Wohnung. Wir hatten das Glück und durften bleiben.

Wir sind nun genau so eingesperrt wie ihr. Morgens eine Stunde und Abends eine Stunde. Nach 6 Uhr dürfen wir nicht mehr an Fenster oder Tür.

Hier haben wir ein strenger Kommandant, aber der soll nach Dörrebach gekommen sein. Hoffentlich dürfen wir an Ostern wieder frei sein. Das gibt ein armer Weißersonntag. Ich will schließen, alles andere mündlich wenn wir wieder zusammen dürfen. Viele Grüße von uns allen

Gretchen.

Eigene Erinnerungen (Aus der Familien-Chronik)

Es wird wohl im Jahre 1944 gewesen sein, als ich (12jährig) unsere Verwandtschaft aus Trier kennen lernte. Sie kamen nach Dörrebach und erhielten hier, bei meinen Eltern „auf der Kipp“ Unterkunft. Die Gründe lagen darin, dass die Luftangriffe der Alliierten auf die deutschen Städte immer bedrohlicher wurden und hier auf dem Lande war man weitgehendst sicher.

Später habe ich in der „Chronik der Deutschen“ folgendes gelesen:

Der Luftkrieg begann am 1. September 1939. In der ersten Phase, bis zum 10. Mai 1940, wurden nur militärische Ziele angegriffen. Danach setzte eine Verschärfung des Bombenkrieges ein. Wohngebiete und die Zivilbevölkerung wurden nicht mehr verschont. Die Briten flogen einen 1000-Bomber-Angriff am 30./31. Mai 1942 auf Köln. Wenige Tage später folgt ein Bomberangriff auf die Stadt Essen. Am 28./29. März 1942 führt die englische Luftwaffe mit dem Angriff auf Lübeck erstmals ein Flächenbombardement auf eine Großstadt durch. Weitere Städte werden mit einem weit ausgebreiteten Bombenteppich belegt.

Durch Luftangriffe auf deutsche Städte soll die Industrie aber auch die Zivilbevölkerung und ihre Versorgung getroffen werden. Von der Regierung wurden ab 1940 umfangreiche Maßnahmen zum Luftschutz getroffen. Es wurden Bunker und Luftschutzräume gebaut und die Bevölkerung über Verhalten bei Luftangriffen informiert.

So hatte auch mein Vater einen Kellerraum zu einem „Luftschutzraum“ hergerichtet. Die Kellerdecke bestand aus I-Stahlträger, verlegt im Abstand von 1 Meter und dazwischen ausgemauert mit Bimssteinen in nach oben gewölbter Form. Unter die Stahlschienen waren im Abstand von etwa 1,5 Meter, ca. 15 cm dicke Holzpfosten als Abstützung eingebaut. Vermutlich sollte dadurch eine Stabilität gegen einstürzendes Mauerwerk erreicht werden. Neben verschiedenen Sitzgelegenheiten war in diesem Kellerraum ein Bett aufgestellt, in dem sich ein Strohsack befand. Auch warme Kleidung, Decken und Lebensmittel hatten hier einen Platz erhalten.

Die Luftangriffe wurden bei Dunkelheit geflogen. Die mit Bomben schwer beladenen Flugzeuge, so jedenfalls hörte sich das Brummen und

Dröhnen der Flugmotoren an, formierten sich zu einem Verband. Das können so etwa 12 Bomber gewesen sein. Wie ein leuchtender Christbaum waren am Himmel die Wegweiser zu sehen, die nach unserer Meinung die Flugrichtung bestimmten. Am nächsten Tag war dann zu erfahren, über welcher Stadt die Bomben niedergingen. Wenn die Fliegerstaffeln bei der Nacht, in Abständen von nur wenigen Minuten, nach unserem Empfinden sehr nah über unser Gebiet flogen, mussten wir aufstehen. Wir zogen unsere Kleider an und setzten uns in den Keller. Oft lagen wir zu zweit oder dritt im Strohbett und schliefen ein. Tante „Käthi“ (49), die Griechin (Frau von Onkel Heinrich), bei Fliegeralarm mit uns im Keller, hatte meistens Angst und betete immer. Über ihr „Kauderwelsch“ haben wir gelacht, worüber sie sehr böse wurde.

Es war nicht nur Angst, sondern sicher auch Vorsorge, die unsere Eltern umhertrieb. Überhaupt, auf alles vorbereitet zu sein, war die Meinung meines Vaters. Eines Tages nahm er mich mit in den nahegelegenen „Schlosswald“. Hier suchten wir nach einer geschützten Stelle. An einer etwas überragenden Gesteinswand fanden wir den Platz, der im Notfall unser Zufluchtsort sein sollte. Im Verlauf des Kriegsgeschehens könnte es möglich sein, dass wir das Haus verlassen müssen, wenn es auch hoffentlich nur vorübergehend ist, so die Überlegung. Für diesen Fall stand der mitzuführende kleine Leiterwagen, der Handkarren bereit. Er wurde beladen mit Lebensmittel, Decken, Geschirr, Werkzeuge und der Plane, die sonst zur Erntezeit im großen Leiterwagen ausgebreitet wird. Ein Schutzdach sollte damit gebaut werden.

Es war die Absicht meines Vaters, mich in seine Überlegungen und Fürsorgeplanungen mit einzubeziehen. So regte er an, nachzudenken, ob sich auch alle „Siebensachen“ für den Notfall auf dem Handkarren befinden. Es ist mir noch gut in Erinnerung, dass etwas wichtiges fehlte: Feuerzeug (Zündholz).

Zu welcher Zeit (1944) die Stadtbewohner Zuflucht bei uns auf dem Lande suchten, kann ich nicht mehr genau sagen. Jedenfalls waren bei uns zeitweilig untergebracht:

Aus Düsseldorf: Tante Maria, die Frau von Otto Schorn (sie war hoch schwanger), mit Sohn Alfred, der etwa in meinem Alter war.

Aus Trier: Tante Berta (50), Tante Änne (47). Die Geschwister: Hede (25), Marlene (23), Gisela (20) und ihre Mutter Maria Hemmerling.

Obwohl das Verwandtschaftsverhältnis auf die 4. Generation zurückgeht und durch die Kriegsereignisse wieder in Erinnerung kam, blieben die entstandenen guten Beziehungen noch über viele Jahre erhalten.

Die Schwester meiner Urgroßmutter, die Susanne Gutmann aus Dörrebach, heiratet Johann Perl (aus Köln). Aus dieser Ehe wurden 4 Kinder geboren: Gertrud, Maria, Bertha und Anna-Josephine, genannt Änne. Anlässlich des 25. Todestages der Schriftstellerin „Änne Perl“ erscheint im Trierer Bistumsblatt „Paulinus“ ein Beitrag. Demzufolge war der Vater Johann Perl Unteroffizier, hatte 12 Jahre gedient und nahm nach Beendigung der aktiven Laufbahn das Angebot an, in einem zivilen Dienstverhältnis, als Pächter einer Militärkantine, der Reichswehr verbunden zu bleiben.

Im ersten Weltkrieg verlor Änne Perl ihren Verlobten, was sie überaus stark beeinflusste und das sie in literarischer Form zu verarbeiten suchte. Nach dem 2. Weltkrieg arbeitete sie als freie Schriftstellerin. Bereits im Jahre 1938 erschien Änne Perls erstes Buch. Es folgten noch 10 weitere Bücher und bis etwa 1963 gibt es zahlreiche kleinere Beiträge, die das erstaunlich breitgefächerte literarische Werk abrunden.

Außer dem Buch in Briefform „Der singende Pfeil“ liegt uns in urschriftlicher Form eine Aufzeichnung vor - ebenfalls in Briefform - mit dem Titel: „An einen Landmann“. Hier hat Änne Perl ihre Erlebnisse in Dörrebach im Jahre 1946 aufgeschrieben.



Abbildung 28 - Das Haus Schwickert (ca. 1925)

Noch eine weitere Begebenheit habe ich in nachhaltiger Erinnerung. Zunächst möchte ich vorausschicken, dass mit Beginn des Bombenkrieges auch auf Wohngebiete und dies verstärkt etwa ab 1942, bei Dunkelheit kein Licht nach Außen dringen durfte, also absolute „Verdunkelung“ war Vorschrift. Man war der Meinung, eine Lichtquelle könne den Piloten veranlassen, Bomben abzuwerfen.

Es mussten also beispielsweise die Fenster so ausgestattet werden, dass bei Dunkelheit nicht der geringste Lichtschein nach außen kam. Es gab schwarzes Papier zu kaufen, womit die Fensterscheiben zugehängt wurden. Der Einbau von Holzrollladen wäre technisch möglich, aber finanziell nicht machbar gewesen. Außerdem ist mir nicht bekannt, dass es zu diesem Zeitpunkt diverser Baumaterial zu kaufen gab. Kurzum, es durfte bei Dunkelheit kein Licht nach draußen gelangen, wie auch immer dies zu bewerkstelligen war. Die Schwierigkeit bestand nun darin, jeden Abend die Verdunkelung wieder anzubringen, wobei das dicke schwarze Papier brüchig und rissig wurde. Eine allabendliche Kontrolle von außen war unvermeidbar. Dies für jedes Fenster des Hauses sicherzustellen, war nicht gut möglich. Also hatte mein Vater aus Sicherheitsgründen in den

Räumen, insbesondere im Obergeschoss, die Glühbirnen herausgeschraubt. Ein achtloses Einschalten des Lichtes war somit nicht möglich.

Nun hat sich eines Tages folgendes zugetragen. Es erscheint der örtliche Förster und behauptet, das mittlere Fenster des Obergeschosses sei in der Nacht längere Zeit hell erleuchtet gewesen. Dies dürfte im Winterhalbjahr 1942/43 gewesen sein, also in einer Zeit, in der die Kriegsverhältnisse sehr angespannt und die alliierten Luftangriffe zunehmend für Verwirrung und Unruhe sorgten. Der Förster drohte meinem Vater mit schwerwiegenden Folgen. Mein Vater widersprach dieser Behauptung und konnte zeigen, dass die Glühbirne in diesem Zimmer herausgeschraubt war. Es könne auch eine Spiegelung des Mondscheines im Fensterglas gewesen sein, so argumentierte noch mein Vater, weil der Förster von seiner Feststellung nicht ablassen wollte. Daraufhin wurde für den nächsten Abend eine Überprüfung vereinbart. Es wurde eine Glühbirne eingeschraubt und Licht eingeschaltet. Der Förster behauptete jetzt erneut, genau so war das Licht in der besagten Nacht.

Er drohte meinem Vater sinngemäß mit der Äußerung: „Er werde ihn dahin bringen, wo er nach dieser leichtsinnigen Schandtat hin gehöre“. Damit war nach der damaligen Denkweise, die Einlieferung in ein Konzentrationslager gemeint.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass es jetzt eine große Unruhe, ja eine übermächtige Angst bei meinen Eltern gab.

War es doch der gleiche Mann, der vor einem Jahr die Wäscheleine durchgeschnitten hatte und dabei billigte, dass jetzt alle Wäschestücke im Dreck lagen.

Unsere Mutter band die Leine an den kleinen Kastanienbaum und hängte dann die Wäsche zum Trocknen auf. Wäsche waschen war eine mühevollende Handarbeit, eine Waschmaschine gab es nicht. Dass jetzt die Wäsche im Dreck lag, muss diesem rücksichtslosen Förster boshafte Freude bereitet haben.

Welche Gründe es gab, dass nichts geschah und das Befürchtete ausblieb, habe ich nicht erfahren. Möglicherweise hatte der Förster sein ungehöriges Verhalten erkannt, denn als der Krieg zu Ende war und die führenden Parteifunktionäre auf mögliche böartige Handlungsweisen

überprüft wurden, hat der Förster sich schleunigst bei meinen Eltern entschuldigt. Er bat eindringlich darum, ihn nicht zu denunzieren und meine Eltern haben ihm verziehen.



Abbildung 29 - Das Haus von Franz Feil auf der Kipp

An einem schönen Frühlingstag, es kann der 22. März 1945 gewesen sein, kommt ein amerikanischer Soldat und spricht mit gutem Deutsch meinen Vater an. Mit meinem Vater befand ich mich vor dem Haus am Garten als der Kommandant die Frage stellt, was das denn - in östlicher Richtung - für ein Turm sei. Das ist der Förderturm eines Bergwerkes, wurde ihm erklärt.

Darauf sagte der Kommandant: „Ich muss ihnen eine schlechte Nachricht überbringen. Sie müssen binnen einer Stunde das Haus räumen. Wir benötigen dies als Unterkunft für unsere Soldaten.“ Auf die Frage meines Vaters antwortete er: „Sie können alles mitnehmen, aber in einer Stunde muss das geschehen sein“. Nach kurzer Überlegung erhalte ich den Auftrag, im „Unterdorf“, den Onkel Wilhelm zu fragen, ob wir dort hin

kommen können. Ich lief so schnell ich konnte ins Unterdorf und mit der klaren Antwort „Ja“ wieder zurück. Hier war inzwischen die Räumung des Hauses in vollem Gange.

Es wurde der große Leiterwagen beladen mit Matratzen, Kissen und Bettdecken. Schubladen mit Inhalt in einen Sack gesteckt und auf den Wagen geladen. In einer Stunde war das wichtigste aus dem Haus geräumt.

Diese Arbeit war in der kurzen Zeit möglich, weil zwei Kriegsgefangene fleißig und umsichtig dabei geholfen haben. Hierzu ist noch folgendes zu berichten. Mein Vater war in der Stromberger „Blechfabrik“ beschäftigt. Das war ein Rüstungsbetrieb, der Munitionskasten, Bombenkörper aus Stahlblech und noch verschiedenes Kriegsmaterial herstellte.

Bis zum Ende des Krieges hatte er dort eine Aufsichtsfunktion. Viele Kriegsgefangene russischer, polnischer und französischer Nationalität mussten hier Tag und Nacht arbeiten. Die Kriegsgefangenen wurden noch für landwirtschaftliche Arbeiten freigegeben. Auch für Arbeiten in unserem kleinen bäuerlichen Betrieb kamen sie zum Einsatz. Mein Vater brachte öfter zwei „Franzosen“ mit, die Samstag und Sonntag bei uns verbrachten und verschiedene Arbeiten verrichteten. Nach meinem Empfinden gab es eine besondere Beziehung zu den Männern französischer Nationalität. War doch mein Vater 1918 in französischer Kriegsgefangenschaft schwer verwundet worden. Und hatte er hier seine Lebensretter wieder gefunden? Jedenfalls wurden die „Franzosen“ in unsere Familie aufgenommen wie Freunde. Als in den letzten Tagen der Kriegswirrnisse die übrigen Gefangenen davon liefen, brachte mein Vater die beiden „Franzosen“ mit und versteckte sie vorübergehend in unserem Haus. Jetzt waren sie eine gute Hilfe beim Ausräumen, also beim Umzug.

Von nun an wohnten wir im Hause von Wilhelm Feil. Hier waren wir wie eingesperrt, denn für die Bevölkerung wurde eine Ausgangssperre verhängt.



Abbildung 30 - Haus Wilhelm Feil (ca. 1909 mit Jakob Feil II)

Erlaubt war nur vormittags und nachmittags eine Stunde Ausgang. Wir mussten diese Zeit nutzen, um das Vieh (2 Kühe, 1 Schwein, Hühner) in den Stallungen auf der Kipp zu versorgen. Der Gang durch das Dorf bis zur Kipp war geheimnisvoll, ja fast unheimlich. Überall waren amerikanische Soldaten, die sich anscheinend langweilten. Lässig kauend und behaglich lächelnd beobachteten sie unsere ängstliche Eile. Wir beneideten sie um all die guten Sachen, die sie zur Verfügung hatten und offensichtlich großzügig und verschwenderisch damit umgingen. Apfelsinen, Gebäck, Konserven, Kaugummi, um nur einiges zu nennen.

Die Zigarettenkippen waren so groß, dass unser Vater, nachdem er das Mundstück mit der Schere abgeschnitten hatte, immerhin noch eine halbe Zigarette hatte. Für die Raucher war das ein besonderer Genuss, denn es gab seit einiger Zeit weder Tabak noch Zigaretten zu kaufen.

Wir beide Klemens (13) und ich (12) mussten natürlich ebenfalls die guten amerikanischen Zigaretten probieren.

An der rechten Hausecke zur Straßenseite befand sich die Tür mit dem herzförmigen Loch in der oberen Hälfte, aus dem sichtbar dicker Zigarettenqualm ausströmte. Dieses Örtchen schien uns gut geeignet, das „Zigarettenrauchen“ heimlich zu versuchen. Meine ältere Schwester hat das schließlich verraten und der gestrenge Vater stellte uns die Frage, ob wir Zigarettenkippen rauchen würden. Er war der Meinung, dass wir die weggeworfenen großen Stummel weiterrauchen. Die Frage wurde wahrheitsgemäß mit „Nein“ beantwortet. Wir hatten uns nämlich eine größere Menge Zigaretten angeeignet, was der Vater nicht wissen konnte und durfte. „Kippenrauchen“ hatten wir nicht nötig.

Eines Tages kamen zwei amerikanische Offiziere und suchten ein Gespräch mit den Erwachsenen. Dabei wollten sie in Erfahrung bringen, ob es im Dorfe Personen gibt, die sich in irgend einer Weise schuldig gemacht hatten insbesondere gegenüber den Kriegsgefangenen. Als mein Vater zu verstehen gab, dass er nichts zu vermelden hätte, war ich sehr enttäuscht und wollte mich einmischen nach meiner kindlichen Art, ich weiß aber etwas. Doch mein Vater verbot mir etwas zu sagen. Was mich bewegte und was ich als schlimm, ungerecht und für meldepflichtig hielt, war zum ersten das gemeine Verhalten des Försters. Ein weiteres nachhaltiges Erlebnis hätte ich noch gerne den amerikanischen Soldaten mitgeteilt. Nach meinen Erkenntnissen durften die Kriegsgefangenen, die in Stromberg arbeitsverpflichtet waren an ihrem freien Sonntag zu einer bestimmten Tageszeit ausgehen. Der damals gern gewählte Weg zur Blechfabrik führte durch den Schlossgrund. Ein schmaler Feldweg begann am Ortsausgang, führte durch Wiesen und Felder, etwa 150 Meter von unserem Hause entfernt und dorthin hatte ich freie Sicht. Diesen Weg gingen die Kriegsgefangenen ins Dorf und auch wieder zurück. So kamen mehrere Gefangene aus dem Dorf, sie gingen in kleineren Gruppen und wurden hier von einem Mann, der sich ihnen in den Weg stellte, aufgehalten. Ich

war inzwischen näher herangegangen und sah, wie er den Gefangenen das im Dorf gebettelte Brot abnahm, auf den Boden warf und mit den Schuhen zertrat. Auch bekamen die armen Kerle von ihm noch Fußtritte.

Diese Begebenheiten haben mich sehr bedrückt und ich war entschlossen, dies den amerikanischen Offizieren zu berichten und auch den Namen des Mannes zu nennen. Für mich war das eine Gelegenheit für eine gerechte Strafe zu sorgen.

Doch mein Vater hatte keine Angaben gemacht und mich daran gehindert. Diese Rücksichtnahme meines Vaters habe ich damals nicht verstanden.

Nach etwa einer Woche forderten die amerikanischen Soldaten unsere Eltern auf, das Haus von Wilhelm Feil, in dem wir jetzt wohnten, zu räumen. Um dieses abzuwenden mussten alle Kinder zusammenkommen und die Soldaten lachten und zählten:

Gertrud (16), Margot (15), Klemens (13), Herrmann Josef (8), Magda (14), Rita (11), Christa (9), Waltrud (19), Irmgard (17), Mathilde (15), Fridolin (12), Mariechen (9), Paul (8), Lidwina (5), insgesamt 14 Kinder und noch 7 Erwachsene.

Doch leider half diese Aufstellung nicht viel. Es gab dann doch die Erlaubnis, in der angebauten Schreinerwerkstatt und in der darüber liegenden Wohnung der Familie Josef Feil bleiben zu dürfen. Sie bestand aus Küche, Wohn- und Schlafzimmer und hatte eine Größe von etwa 50 Quadratmeter.

Die Schwierigkeiten durch die Ausgangssperre, die unzureichende Versorgung mit Grundnahrungsmittel, die fehlenden Einkaufsmöglichkeiten, der Ausfall der elektrischen Stromversorgung, die enge räumliche Unterbringung und andere Begleiterscheinungen verlangten von allen Beteiligten die nötige Geduld und Disziplin.

Für uns Buben war das alles kein Problem. Die Schreinerwerkstatt war nicht nur unser Nachtquartier, hier hatten wir auch tagsüber unsere Beschäftigung. Wir bauten „Lichtanlagen“. Das war ein Holzkästchen zur Aufnahme mehrerer Batterien mit eingebauter Glühlampe und einem Schalthebel. Die ovalen Batterien, mit einem langen und einem kurzen

Kontaktblech aus Messing, stammten aus den zurückgelassenen Beständen der letzten deutschen Soldaten. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass wir ihren letzten Aufenthaltsort, das Volkshaus, nach brauchbaren Gegenständen absuchten.



Abbildung 31 - Der Eingang zur Schreinerwerkstatt